

**DIE
DEUTSCHE DICHTUNG
DER GENIEZEIT**

VON

PROF. DR. FERDINAND JOSEF SCHNEIDER

MCMLII

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

STUTT GART

VORWORT

Wie meine «Deutsche Dichtung der Aufklärungszeit» ist auch dieses Buch, von außen gesehen, eine Hälfte meines schon 1924 erschienenen Epochenbandes, und zwar in völlig umgearbeiteter Fassung. Aber auch die Bezeichnung «völlig umgearbeitet» wird dem Tatbestand nicht gerecht. Abermals handelt es sich um eine ganz neue Arbeit, die beim alten Text nur verschwindend kleine Anleihen machte. In seiner gegenwärtigen Gestalt ist das Buch die erste neuere monographische Darstellung der Geniezeit.

Bei der Abgrenzung des Stoffes, der im wesentlichen die deutsche Dichtung von 1770 bis 1780 behandelt, wurde auf die von anderer Seite bearbeiteten Epochenabschnitte Rücksicht genommen. Daher wurde für das Schaffen des jungen Goethe als oberste Grenze der Einzug des Dichters in Weimar gewählt, für das Schaffen des jungen Schiller das Erscheinen von «Kabale und Liebe». Bei anderen Literaturvertretern, die sich im Verlauf ihres Lebens ganz merklich, ja ostentativ von ihrer Genieperiode lossagten, wurde die geistige und künstlerische Entwicklung bis zu jenen einen entscheidenden Gesinnungswandel markierenden Zeitpunkten verfolgt, während bei Schriftstellern mit weniger wandelbarer literarischer Physiognomie auch ihr späteres, schon außerhalb des behandelten Zeitraums fallendes Schaffen wenigstens in Ausblicken berücksichtigt wurde.

Wiederum sei betont, daß auch diese Arbeit Geschichte geben will, d. h. deutsche Dichtung in ihrem historischen Ablauf, und zwar auf dem Hintergrund der kulturellen, geistigen und gesellschaftlichen Zusammenhänge. Synthese wurde wohl allenthalben erstrebt, aber innere Einheitlichkeit und Gleichschaltung doch nur dort aufgewiesen, wo sie sich zwanglos ergab, sozusagen aus dem Stoff selbst aufdrängte. Von ge-

VORWORT

waltsamen Konstruktionen glaubte ich gerade gegenüber einer Epoche, die selbst ein so großes Gewicht auf originelle Individualität und bunte Mannigfaltigkeit legte, unbedingt absehen zu müssen. Aus ähnlichem Grunde wurde auch trotz allen Bestrebens, bei der Deutung von Dichtungen möglichst tief vorzudringen, doch allzuweit ausgreifendem analysierendem Spürsinn der Zügel angelegt. Das Buch hält sich jedenfalls mit Bedacht frei von einer wegen ihrer geringen Sachbezogenheit bereits gescholtenen Literaturbetrachtung, der ihr Gegenstand vielfach schon weit weniger Selbstzweck als bloßes Mittel zu geistiger Selbstbefriedigung ist und die sogar dort noch Gras wachsen zu hören meint, wo sie in Wirklichkeit schon auf Steinboden oder festgestampftem Erdreich steht.

Die einschlägige wissenschaftliche Literatur wurde, soweit sie mir zugänglich war, dankbar benützt, doch sind in den «Anmerkungen» nur Schriften verzeichnet, deren Verwertung aus dem Text ersichtlich ist oder auf die ich den Leser aus einer bestimmten Absicht verweisen wollte. Ältere, schon in der ersten Auflage verzeichnete Literatur wurde nur dann wieder angeführt, wenn ich zum Zweck von Ergänzungen neuerlich auf sie zurückgriff. Polemik wurde tunlichst vermieden; wo mir Auseinandersetzungen erforderlich zu sein schienen, wurden sie in den Anmerkungen untergebracht, wodurch diese auch den Rahmen eines bloßen Quellenverzeichnisses überschreiten. Leider kamen mir bei den jetzigen eingeschränkten Bezugsmöglichkeiten einige bedeutsame Neuerscheinungen erst während der Korrektur zu Gesicht; ich konnte mich daher auf sie nur noch in den Anmerkungen beziehen.

Die Vollendung dieses Bandes, der im Manuskript schon vor Jahresfrist abgeschlossen wurde, stand wohl unter günstigeren Sternen als die des früheren, aber an schweren, wissenschaftliche Arbeit beeinträchtigenden Hindernissen hat es in unserer bewegten Zeit natürlich auch jetzt nicht gefehlt. Für das Mitlesen einer Korrektur und die Mitarbeit an der Herstellung des Registers bin ich auch diesmal wieder Herrn Hermann Sperber in Halle zu wärmstem Danke verpflichtet.

Halle, im Frühjahr 1951.

Ferdinand Josef Schneider

Wie Claudius kein Mitglied des Hains, aber doch mit diesem durch hundert Fäden verbunden, war auch der in der Sylvesternacht von 1747 auf 1748 zu Molmerschwende im Harz geborene Pfarrerssohn Gottfried August BÜRGER. Sittliche Schwäche, die einer elementaren Sinnlichkeit den Sieg nie allzuschwer machte, hat bei ihm im Verein mit unverschuldeten Lebenshärten jenes traurige Schicksal gezeitigt, von dem gewiß die Begabung des Dichters in ihren Tiefen geweckt, aber am Ende doch auch ganz zerrieben wurde. Bürgers Seele war nicht der faltenlose Spiegel eines ruhigen Waldsees; sie wurde von schweren Stürmen heimgesucht und aufgewühlt. Sie konnte sich nie wie die eines Claudius in mystischer Frömmigkeit bis in die Regionen verlieren, wo sie befreit gewesen wäre von allem Streit. Wenn Claudius in seinem von Not und Sorge auch bedrängten Dasein doch

LYRISCHE UND LYRISCH-EPISCHE VERSDICHTUNG

immer der selbstzufriedene und genügsame Weise blieb, war Bürger der auf steinige und dornige Lebenspfade hinausgestoßene, innerlich friedlose Mann. Sehnte sich Claudius selbst nach kurzer Abwesenheit von Wandsbeck schon wieder in dessen idyllische Abgeschlossenheit zurück, so empfand Bürger als Amtmann von Altengleichen seinen Aufenthalt in Wöllmershausen als Verbannung. Claudius stand mit seiner Patronatsherrschaft auf freundschaftlichem Fuße, Bürger hatte dagegen unter den Schikanen eines ungebildeten und hochmütigen hannöverschen Adels viel zu leiden. Wenn Claudius daher seine fügsame Untertanengesinnung zeitlebens sich bewahren konnte, wenn er sich vom Fieber der Französischen Revolution nie anstecken ließ, so sagte sich Bürger von den Freiheitsbestrebungen des Westens selbst dann noch nicht los, als sich viele seiner ehemals auch mit der Erhebung des Nachbarvolkes sympathisierenden Zeitgenossen von den Brutalitäten der Jacobiner schon abgestoßen fühlten und den Feldzug gegen die «Westhunnen» begrüßten. Damals hat der Dichter in Versen von beißender Schärfe seine Landsleute sogar davor gewarnt, sich «für Fürsten und für Adelsbrut Und fürs Geschmeiß der Pfaffen» an den Blutaltar schleppen zu lassen.

In nichts tritt freilich die Grundverschiedenheit von Claudius' und Bürgers Naturell und irdischer Pilgerfahrt so deutlich hervor wie im ehelichen Leben der beiden. Während der Wandsbecker Bote an der Seite seiner Rebekka und inmitten seiner reichen Kinderschar seine Hausvaterfreuden in vollen Zügen genoß, wurde Bürgers Abgleiten auf abschüssiger Lebensbahn ganz kurze Zeit zwar auch von der Ehe verzögert, sonst aber erwies sich ihm diese als Quelle eines Unglücks, das sich nach einer 1790 von dem damaligen Göttinger Universitätsdozenten zum drittenmal riskierten Verheiratung zur vollen Katastrophe auswuchs. Wie sein unglückseliger Schicksalsgenosse Matthias Sprickmann verlieh unser Dichter dem auch von Goethe für seine *Stella* aufgegriffenen Motiv der Doppelliebe in einer richtigen Doppellehe grauenvolle Wirklichkeit. Als Gatte der ihm seit 1774 angetrauten Amtmannstochter Dorette Leonhart unterhielt er gleichzeitig zu deren jüngerer Schwester Auguste jahrelang die intimsten Beziehungen, bis er 1785 nach dem Tode seiner Frau das Verhältnis legitimieren konnte.

BÜRGERS LYRIK

Hören wir Bürgers Namen, so steht uns immer gleich der Schöpfer der modernen deutschen Ballade vor Augen. Ganz unverdienterweise überschattete dessen Ruhm nur allzulange den des bedeutenden Lyrikers. Das problematische Seelenleben des Dichters mußte ja gerade einer reinen Erlebnislyrik schier unerschöpflichen Stoff liefern. Und wo sich Bürger aus diesen Tiefen die inspirierende Kraft herholt, wirkt er auch am echten, ursprünglichsten und ergreifendsten. Gewiß ist ihm auch bei der Wahl von Liedmotiven, die man wegen ihrer Verbreitung und Beliebtheit schon mehr der Gesellschaftspoesie als der subjektiven Lyrik zuzählen muß, mancher Treffer gelungen. Aber in solchen Fällen steht Bürger nicht ganz auf eignen Füßen. Als er zu der im Göttinger Hain reich gepflegten Gattung des Trinkliedes sein feucht-fröhliches *Zechlied* beisteuerte, war er nur der, allerdings ganz freie und kongeniale, Übersetzer des alten Erzpoeten; in seinem rokokohaften, der «Landlust» huldigenden Gedicht *Das Dörfchen* bildet er wieder nur Verse des Franzosen Bernard nach. Und als auch er in den noch glücklichen Tagen seiner ersten Ehe den Familiensinn aufbrachte, der andern dichtenden Zeitgenossen ihre Wiegenlieder eingab, ließ Bürger in den schäkernden Versen *Muttertändelei* eine junge Mutter ihr ganz unvergleichliches Kleines rühmen, benützte dazu aber nur wieder einen poetischen Entwurf seiner Frau.

Über den Liedern, die sein Eigenstes sind, liegt freilich nie die mondscheinartige Stimmung der schönsten Weisen eines Claudius, und auch die Empfindsamkeit und Überschwenglichkeit eines Hölty hat in diesen aufrichtigen Seelenbeichten keinen Raum. Saftig und kernig, voll realistischer Bildkraft, bisweilen mit einem Anflug von Humor, sind sie immer das unverfälschte Abbild von Bürgers ganzer Persönlichkeit. Aber häufiger als in seinen Balladen gelingt dem Dichter hier der angestrebte Volksliedton, und zwar ungestört von den leidigen Ansprüchen auf «Popularität». Meist wird er schon durch die bloße Verwendung volkstümlicher Koseworte wie «Mädel», «Trautel», «Guckäugelein» erreicht. Das tiefste Erlebnis Bürgers, seine unselige Liebe zu seiner Schwägerin, die er unter dem Namen «Molly» besingt, hat natürlich auch seiner Liederdichtung erst ihre volle Reife gebracht. Wir können an diesen Mollyliedern das Aufkeimen und An-

LYRISCHE UND LYRISCH-EPISCHE VERSDICHTUNG

schwollen seiner Neigung verfolgen, seine stürmische Sehnsucht nach Gustchen und sein berauschendes Glücksgefühl im Umgange mit ihr. Dabei verleiht die Rätselhaftigkeit dieses Liebeserlebnisses, die sich dem Dichter vor allem in den Versen *Schön Suschen* aufdrängt:

Drum, Lieb' ist wohl wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher?
Wißt nicht wohin er fährt?

seinen Herzenswirren die Weihe einer das Alltägliche weit übersteigenden Besonderheit. In den Brennpunkt seiner Leidenschaft führt uns eine ganze Anzahl seiner besten Lieder, wie *Untreue über alles*, das beselgende Idyll im Kornfeld mit seinem scherzhaften Frage-spiel, durch das die Standhaftigkeit der Liebe des Mädchens erkundet werden soll, oder die glückstrahlenden Verse: *Das Mädchel, das ich meine*; dann das vom Bewußtsein innigster Hingegebenheit durchdrungene Gedicht *Trautel*, oder *Mollys Abschied*, worin Gustchens Verzweiflungsschmerz bei ihrer erzwungenen Trennung von Bürger in Worte gefaßt wird; endlich die ergreifenden Verse *An die Menschen-gesichter* mit der Bitte an die mißgünstige Umwelt, die Liebenden wegen eines über sie verhängten und von keiner Macht abwendbaren Geschickes nicht mit Vorhaltungen und Vorwürfen zu quälen. Und wieder einen andern Blick in den Tumult von Bürgers beständig an der Wegscheide zwischen Liebe und Pflicht ringenden Seele eröffnet uns die ungestüme *Elegie*, eine echte Sturm-und-Drangdichtung, im Tone bereits an das *Hohe Lied von der Einzigen* gemahnend, das er noch über dem Grabe der Entschlafenen sang. Stofflich den Mollyliedern verwandt, aber in der Wärme des Ausdrucks und im Reichtum der Empfindung ihnen doch unterzuordnen sind zwölf Sonette, mit denen er die Tradition des Halberstädter Kreises fortsetzte, bevor noch die fast unübersehbare Sonettichtung der Romantik begann.